

Giuseppe Fiori

Das Leben des Antonio Gramsci



Antonio Gramsci (1891-1937), Kind einer verarmten Provinzbeamtenfamilie auf Sardinien gelingt unter desaströsen Umständen ein Studium der Literaturwissenschaft in Turin. Er arbeitet als Journalist, wird Parlamentsabgeordneter und Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens. Er besucht Theater und Oper, schreibt Gedichte und Geschichten, entwickelt sich zu einem der bedeutendsten marxistischen Theoretiker. Verfolgt von der Faschistischen Partei, wird er in einem Schauprozess zu 16 Jahren Kerker verurteilt. Er stirbt – 46 Jahre alt – nach langjähriger Haft.

In seinen Schriften formuliert er Positionen zur proletarischen Demokratie, zu demokratischer Kunst und zur kulturellen Hegemonie. Seine Strategien gegen den aufkommenden Faschismus, seine Modelle sozialer Organisation sind heute aktueller denn je.

Gramscis Haltung ist Ergebnis seiner Erfahrungen in den Klassenkämpfen Italiens. Die Traurigkeit im Denken, auch der Überschwang der Studentenzeit in Turin, die Liebe zum Leben begründen seinen intellektuellen Optimismus. Die Briefe an seinen Sohn Nino sind zarte, poetische Dokumente dieser Zeit.



Wandmalerei in der Via Gramsci in Orgosolo, Sardinien



Giuseppe Fiori schreibt über den Alltag in sardischen Dörfern, die Industrialisierung der Insel, die Aufstände der Arbeiter in Turin und über Gramscis Leben. Bei aller Tragik verspürt man das Verlangen, ihm nach Sardinien zu folgen – auf den Spuren eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz.

Giuseppe Fiori
Das Leben des Antonio Gramsci

Giuseppe Fiori (1923–2003), geboren in Silanus auf Sardinien, war u.a. Journalist der Tageszeitungen »L'Unione Sarde«, »Il Messaggero«, »L'Unità« und »Paese Sera« sowie stellvertretender Direktor des italienischen Fernsehsenders TG2. Von 1979 bis 1992 war er Senator für »Sinistra Indipendente (Unabhängige Linke).

Christoph Nix (Prof. Dr. Dr.), Strafverteidiger, Schriftsteller, Regisseur und Wissenschaftler (mehr unter christoph-nix.de), lebt in Konstanz und Alghero auf Sardinien.

Wolfgang Fritz Haug (Prof. Dr.), Philosoph und Autor, Leiter des von ihm mitgegründeten »Instituts für kritische Theorie« (InkriT), Mitherausgeber von Gramscis »Gefängnisheften« im Argument Verlag Hamburg.

Giuseppe Fiori

Das Leben des Antonio Gramsci

Herausgegeben von Christoph Nix

Mit einem Epilog von Wolfgang Fritz Haug

Aus dem Italienischen von
Renate Heimbucher und Susanne Schoop

VSA: Verlag Hamburg

Hinweise zu den Anmerkungen

Die Übersetzerinnen haben einen Teil der Anmerkungen aus der englischen Ausgabe (New Left Books 1970) vom englischen Übersetzer Tom Nairn übernommen (als T.N. am Schluss der Anmerkungen gekennzeichnet), eigene Anmerkungen sind mit (d.Ü.), die des Herausgebers mit (d.H.) markiert; alle Anmerkungen ohne Kennzeichnungen stammen von Guiseppa Fiori.

Umschlagabbildungen:

Titelseite links: Portrait auf einem Plakat des »Casa Museo di Antonio Gramsci« in Ghi- larza, Anfang der 2000er-Jahre

Titelseite mitte: Gramsci 1905 im Gymnasium in Santulussurgiu (unbekannter Fotograf)

Titelseite rechts: Wandzeichnung in der Via Gramsci in Orgosolo, Sardinien (Foto: Carlo Pelagalli, Wikimedia Commons, CC-Lizenz)

Rückseite: Collage des sardischen Künstlers Iginò Panzino (geboren am 18. Juni 1950 in Sassari, Sardinien).

© dieser Ausgabe: VSA: Verlag Hamburg 2024, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten

Titel der Originalausgabe: »Vita di Antonio Gramsci« © 1966 by Laterza, Rom

Druck und Buchbindearbeiten: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-96488-218-9

Inhalt

Christoph Nix Auf den Spuren des Antonio Gramsci	7
Prolog zur 3. Auflage	
Guiseppe Fiori Das Leben des Antonio Gramsci	13
Wolfgang Fritz Haug Epilog	283
Bibliografie	291
Personenregister	297

Christoph Nix

Auf den Spuren des Antonio Gramsci

Prolog zur 3. Auflage

1.

In der Gießener Buchhandlung »Kleine Freiheit« lag das Buch und auf dem Cover sah man drei Gesichter von Antonio Gramsci: ein junger hübscher Mann, ein stilisiertes Konterfei und ein Kind, ein Junge, der offensichtlich einen zu kurzen Hals hatte, ein großer Kopf auf einem kleinen Körper. »Das Leben des Antonio Gramsci« von Giuseppe Fiori berührte mein Herz und bewegte meinen Verstand. Da war einer, der sich aus tiefer Armut befreit, eine linke Utopie formuliert, im Gefängnis gelitten und seinen Humor, eine Liebe zu Theater, Literatur und Film nie verloren hatte.

Mir war, als müsse ich wieder einmal vorn beginnen, um zu verstehen, was geschehen war in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts: Der Stalinismus hatte zarte Anfänge eines so freundlichen Entwurfes kommunistischen Denkens für immer zerstört. Die Philosophie von Rosa Luxemburg, Antonio Gramsci, Emma Goldman oder Karl Korsch schien vergessen.

Die unendliche Geschichte von ermordeten Denkerinnen und Denkern, die Restauratoren aus den eigenen Reihen, die das Leben eines Antonio, einer Rosa oder eines Karl in festen Stein hauen ließen und zugleich den Spontaneismus und das wilde Denken verdammt, all dies aktualisierte sich in meinem Kopf, als ich begann, mich für das Leben des Antonio Gramsci zu interessieren.

2.

Ich wollte wissen, wie Gramsci auf Sardinien gelebt hatte und wie es möglich war, weitab von den Zentren Europas zu einem Denker des humanistischen Kommunismus zu werden; solch einen unbändigen Wunsch zu entwickeln wie der kleine Nino, an der Bildung, an der Kultur ganz Europas teilzunehmen. Antonio Gramsci ist im Laufe seines kurzen Lebens einer der bedeutendsten Kulturtheoretiker geworden – weder hatten dies die Linke noch die kulturwissenschaftliche Literatur Europas erkannt. Seine Theaterkritiken strotzen von Fröhlichkeit, sein Leben ist der Stoff für eine große Oper, die Briefe an seine Kinder sind Liebeserklärungen von eingesperrten Vätern an die Kinder dieser Welt.

Gramsci zu entdecken, das bedeutet auch, das verborgene und ausgebeutete Sardinien zu entdecken, bäuerisch-feudale Strukturen, ein Banditentum, das sich stark von der Mafia abhob, autonome, linke Gruppen, das Dorf Orgosolo, die unwegsamen Berge und ein klares, freundli-

ches Meer, die Nuraghen, Santa Cristina, architektonische Zeichen einer unbekannt gebliebenen, vorgeschichtlichen Hochkultur; hier ist Nino Gramsci aufgewachsen. Bis heute ist Sardinien eine besondere Insel im Mittelmeer geblieben, in weiter Ferne und doch so nah. Im Nordosten mag sich der internationale Jetset eingenistet haben, aber wenige Kilometer südlich davon finden wir karges Land, im Westen die größten Dünen, und immer wieder eine stille, aber auf Gegenwehr ausgerichtete Lebensweise. Ende der 1970er-Jahre fuhr ich mit drei Freunden und meiner 18 Monate alten Tochter Jana nach Porto Torres, auf den Spuren des jungen Antonio Gramsci.

3.

In Ghilarza, das Dorf, in dem er gelebt hat und aufgewachsen ist, gab es keinen Hinweis auf sein Geburtshaus. Es lag wie tot in der Mittagshitze. Wir fanden eine Bar: »Kennen Sie das Haus von Antonio Gramsci?« Die junge Frau hinter der Theke schaute uns ungläubig an, vier deutsche Männer und ein Baby; mitleidig wies sie uns den Weg. Aber das Haus war verschlossen, ein handgeschriebener Zettel enthielt ein Versprechen: Hier habe Gramsci gelebt, und am Abend sei man wieder da. Wir warteten. Ein alter Mann erschien, öffnete uns die Haustür: »Ecco, la *casa di Antonio Gramsci*.«

Sein Bett und seine Bücher, einige Fotografien, Antonio läuft über einen Feldweg. Dann hörte er auf zu wachsen, er wurde krumm. Der Junge mit dem wunderschönen Gesicht wird zu einem Krüppel. Bald nach der Inhaftierung seines Vaters wuchs er nicht mehr weiter, seine Wirbelsäule bog sich, seine Mutter verzweifelte, seine Schwestern klagten, Brüder banden ihn auf dem Dachboden an einen Balken und versuchten, ihn langzuziehen. Schmerzhaft und nutzlose, kindliche Therapieversuche gegen eine Krankheit, die sich nicht heilen ließ.

Im ersten Stock des Hauses liegt auch die Totenmaske von Antonio Gramsci. Wir sehen in das Gesicht eines alten Mannes, der gerade einmal 46 Jahre alt geworden war, gezeichnet vom Kerker, von Demütigungen und Enttäuschungen. Seine Söhne hat er nach seiner Verhaftung nie mehr wiedergesehen. Das Gesicht des jungen Antonio Gramsci, so wie wir es von Bildern und Plakaten kennen, ist das Gesicht eines wunderschönen Mannes, dichtes Haar, freundliche Augen hinter der randlosen Brille, ein zarter Zug um Mund und Nase, er erinnert an den jungen Leo Trotzki, an all die jungen Revolutionäre am Vorabend ihrer Revolutionen.

4.

Ich war mehr an seiner Biografie interessiert, als dass ich seine Klugheit schon verstanden hätte. Seine Schriften waren damals nicht oder nur fragmentarisch ins Deutsche übersetzt, in der DDR zudem nur mit spe-

zifisch ausgewählten Texten oder gar zensiert, und in der Bundesrepublik hatte Gramsci wenig Platz in der linken Historiographie gefunden.

An der Universität Gießen hatte ein Privatdozent begonnen, Gramscis Schriften mit Studenten im Seminar zu lesen, es erschien 1987 in Leipzig eine Reclam-Ausgabe, in der ein Teil seiner Theaterkritiken enthalten war, und in dem darin befindlichen Artikel »Sozialismus und Kultur« ließ sich erahnen, dass Gramsci wahrlich ein autonomer Mensch gewesen sein musste. Kunst und Kultur waren für den Kommunisten Antonio Gramsci keine Mittel zu einem staatlichen Zweck, vielmehr Ausdruck von Freiheit, Sehnsucht und Menschwerdung.

»Kultur ist etwas ganz anderes. Sie ist Organisation, Disziplin des eigenen inneren Ichs, sie ist Besitzergreifen von der eigenen Persönlichkeit, sie ist Gewinn eines höheren Bewusstseins, durch das man den eigenen historischen Wert, die eigene Funktion im Leben, die eigenen Rechte und Pflichten zu begreifen vermag [...] Der Mensch ist vor allem Geist [...]«

Die Stimme, die wir hier hören, bescheiden, deutlich und klar, ist die Stimme des Gründers der Kommunistischen Partei Italiens. Ab dem Ende der 1920er-Jahre sollte sie immer leiser werden, übertönt vom Brüllen der Faschisten, vom Lärm der anrollenden Panzer und den Stimmen derer, die im Stalinismus eine historische Notwendigkeit sahen. Wenig später war die Idee einer kommunistischen Utopie gestorben.

5.

Über viele Jahre hinweg war ich überzeugt, man müsse eine Oper über Antonio Gramsci schreiben und komponieren. Man brauche die Musik, um Gramsci zu verstehen. Ich hörte seine Brüder singen, wenn sie versuchten, ihn in die Länge zu ziehen, ich hörte das Quäken von Mussolini und der Faschisten, das Weinen seiner Mutter und die zarten Liebeslieder Ninos an seine Frau und seine Kinder; ich hörte den Träumen des Antonio Gramsci zu.

Ich besuchte die Opernhäuser in Modena und Ravenna, das musikalische Konservatorium in Sassari und versuchte, italienische Künstler von einer Gramsci-Oper zu überzeugen; der deutsche Komponist Friedrich Schenker (1942–2013) hätte einen italienischen Mitkomponisten gebraucht. Mitten in den Vorbereitungen zu dieser Neuauflage erreichte mich die Nachricht von Hans-Klaus Jungheinrich, er habe unter Zugrundelegung von Fioris Biografie tatsächlich ein Libretto geschrieben, und der Komponist Cord Meijering sei mit der Komposition fast fertig. Sie nutzen mein Szenario, meine Idee, und ohne mein Wissen nahm ein früherer Assistent die Klavierauszüge mit und will sie aufführen am Ende der Welt: Ideenraub. Aber das zieht sich durch die Geschichte Gramscis.

6.

Will man Gramsci verstehen, so kann man seine »Gefängnishefte« im Argument-Verlag auf Deutsch lesen.¹ Ihre Herausgabe ist vor allem das Verdienst von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug. So können wir wieder anfangen nachzudenken über die politische Linke und die Kultur, den *organischen Intellektuellen* und die Bedeutung kultureller Hegemonie² in den Veränderungsprozessen dieser Welt.

Will man Gramscis Leben verstehen, so muss man die Briefe an seine Kinder, an seine Mutter und den Vater lesen. »Der Mensch ist vor allem Geist«, sagt er, und sein kleines Lebensprogramm zeigt uns den Kommunismus, diesen alten Hund, mit menschlichem Antlitz, zeigt ihn uns an den Anfängen eines alten Denkens, als eine Möglichkeit, die so lange bestanden hatte, bis die anderen den Sieg davontrugen. Auf Sardinien besuchte ich das Dorf Santu Lussurgiu, gemeinsam mit dem deutschen Philosophen Ulrich Sonnemann (1912–1993), den die Nazis verfolgt und vertrieben hatten. Wir gingen durch die Gassen, im Schatten der Kastanien war es angenehm kühl. Hier hatte bis zu seinem Tod Gramscis Vater gelebt und auf seinen Sohn gewartet. In dem Dorf gab es noch ein paar Leute, die sich an die Schreie des Vaters erinnern konnten, als er vom Sterben seines Kindes erfuhr.

¹ Als die Übersetzung von Renate Heimbucher und Susanne Schoop des Buches von Giuseppe Fiori in der ersten Ausgabe 1979 erschien, gab es die deutschsprachige Ausgabe der »Gefängnishefte« noch nicht, auch die inzwischen erschienenen Bände der »Gefängnisbriefe« (herausgegeben von Ursula Apitzsch, Peter Kammerer und Aldo Natoli, ebenfalls im Argument-Verlag veröffentlicht) nicht. Die von Fiori zitierten Passagen aus den »Gefängnisheften« und aus Briefen wurden von den beiden Übersetzerinnen nach den italienischen Originalausgaben übertragen, wir haben sie so auch in diese Ausgabe übernommen.

² Micha Brumlik hatte bereits in seinem Beitrag »Das alte Denken der neuen Rechten« in der März Ausgabe 2016 der »Blätter für deutsche und internationale Politik« darauf hingewiesen, dass »Autoren und Autorinnen [...] neurechter] Publikationsorgane [...] sich dem verpflichtet [sehen], was sie mit einem Ausdruck Martin Heideggers als ›Metapolitik‹ bezeichnen, also einer sich philosophisch gebenden Lehre von der Politik, die jedoch so kommuniziert werden soll, dass sie als ›Gramscianismus von rechts‹ kulturelle Kommunikationsmuster bereits im vorpolitischen Raum verändert, um so die Bereitschaft zur Hinnahme von nationaler Schließung, autoritärer Unterordnung und ethnischer Homogenität zu fördern«. Und er mahnt am Schluss unter der Zwischenüberschrift »Völkischer Aktivismus und Gramscismus von rechts« an, dass sich die gesellschaftliche Linke dessen bewusst werden muss: » Gerade weil die Theorien der identitären Bewegung erhebliche Schnittmengen mit linken Ansichten und Haltungen zu Kapitalismus, Globalisierung, Hegemonie der USA, Digitalisierung und Kulturindustrie aufweisen, dürfte es unumgänglich sein, demgegenüber – im Sinne der Aufklärung – das linke Projekt als ein menschheitliches, universalistisches zu rekonzipieren und sich darüber klar zu werden, dass heute, morgen und übermorgen eine linke Politik sich nicht nur um Europa, sondern um die Welt als Ganzes zu kümmern hat – der Internationalismus der Linken mithin seine Bewährung in Theorie und Praxis noch vor sich hat.«

7.

Nach all den Jahren erzählt uns Giuseppe Fiori das Leben des Antonio Gramsci neu, er trifft Augenzeugen, Geschwister, Freunde des kleinen Nino und solche des großen Antonio, und dieses Leben wird noch einmal wach, wie am ersten Tag, am Morgen der großen utopischen Ideen. Giuseppe Fiori starb im Jahr 2003 im Alter von 80 Jahren. Er war Jurist und Redakteur, lange Jahre Senator der unabhängigen Linken in Rom und immer auf der Suche nach Biografien vergessener Denker.

Dieses Buch war in Deutschland vergriffen. Im Jahr 2013 hat der Rotbuch Verlag mit finanzieller Unterstützung zahlreicher unabhängiger Spender eine 2. Auflage publiziert. Als diese vergriffen war, habe ich dem Verlag die Rechte abgekauft und nun im VSA: Verlag Hamburg eine neue Heimat für Gramscis Leben gefunden. Erneut konnten wir mit Dietrich, Klaus, Giesela, Christoph, Wolfgang, Joachim, Jürgen, Simon, Andreas, Frederic, Gianni, Anselm, Hans-Jürgen, Hartmut und Jutta, Hubert, Holger und nochmal Klaus Menschen gewinnen, die durch eine Spende die Neuausgabe ermöglichten.

Die Einleitung aus dem Jahr 2013 von Wolfgang Fritz Haug drucken wir mit einer von ihm vorgenommenen Ergänzung in dieser Ausgabe als Epilog ab. Er hat darüber hinaus die Bibliografie im Anhang um die zwischenzeitlich erschienene Literatur zu Gramsci ergänzt.

Im Herbst schließlich wird bei VSA mein politischer Reiseführer durch Sardinien erscheinen: »Gramscis Geist«.³

Wir freuen uns, »Das Leben des Antonio Gramsci« in einer dritten Auflage neu herausgeben zu können.

Mai 2024

³ Christoph Nix: Gramscis Geist. Ein Sardisches Tagebuch. 144 Seiten, Hamburg 2024

Vorbemerkung

Gramsci schrieb einmal in einem Brief an seine Schwägerin Tanja: »Ich habe die Fotografien der Kinder erhalten, und Du kannst Dir vorstellen, wie sehr ich mich darüber gefreut habe. Zu meiner großen Genugtuung konnte ich mich jetzt mit eigenen Augen davon überzeugen, dass sie Körper und Beine haben. Seit drei Jahren habe ich immer nur ihre Köpfe gesehen, und allmählich fing ich schon an zu glauben, sie seien Engel geworden – nur ohne Flügel hinter den Ohren.«

Dieses Buch will auf ähnliche Weise das Bild Gramscis vollständig machen, also den »Kopf« – Gramsci als der große Intellektuelle und politische Führer, wie er den meisten bekannt ist – durch »Körper und Beine« ergänzen. Es will also jene Elemente hinzufügen, die dazu beitragen können, uns ein Gesamtbild des »Menschen« Gramsci zu zeigen – die Not, die er in seiner Jugend gelitten hat, die Geschichte seiner Liebe zu Giulia Schucht, seinen langsamen, qualvollen Tod. Das Buch ist so in erster Linie ein Porträt von »Nino« Gramsci.

Voll Zuneigung denke ich an Gennaro Gramsci, Antonios Bruder, der am 30. Oktober 1965 in Rom bei einem Autounfall ums Leben kam; zu einem Zeitpunkt, da dieses Buch gerade fertig war, zu dem er so viel beigetragen hat.

Ich danke Teresina Gramsci, die mir auch einige bisher unveröffentlichte Briefe zugänglich gemacht hat; ebenso Edmea und Carlo Gramsci; Alfonso Leonetti, Elsa Fubini und Renzo De Felice; schließlich Leonilde Perilli, die mir Informationen und Dokumente über die Familie Schucht zur Verfügung gestellt hat. Ich danke den Freunden Gramscis in Ghilarza, seinen Spiel- und Schulkameraden, seinen Mitschülern im Gymnasium, seinen Freunden aus der Turiner Zeit und allen, die ihm im politischen Kampf und in den Jahren der Gefangenschaft zur Seite standen und die sich bereit erklärt haben, über ihn zu erzählen.

Giuseppe Fiori

Das einstöckige Haus aus rötlichen Lavasteinen, in dem die Familie Gramsci auf Sardinien gelebt hat, liegt im Zentrum von Ghilarza, einem großen Dorf etwa auf halbem Weg zwischen Oristano und Macomè, auf der Hochebene von Barigàdu. Jetzt hat dort der Stoff- und Kurzwarenhändler Antioco Porcu sein Geschäft. Er hat Signor Ciccillo und Peppina Marcias gekannt, die Eltern von Nino, wie Antonio Gramsci hier von allen genannt wird:

»Francesco Gramsci – aber für uns war er Signor Ciccillo – kam 1881 sehr jung nach Ghilarza. Er war 21, als er aus seiner Geburtsstadt Gaeta hierherkam, um seine erste Stelle, die Leitung des Registeramts, anzutreten. Vielleicht hat er damals wie viele andere vom Festland, die über das Tyrrhenische Meer hierherkommen, mit einem kurzen Aufenthalt gerechnet, eben mit den wenigen Jahren unbequemer Provinzarbeit, die man am Anfang einer Karriere in Kauf nehmen muss. Er blieb für den Rest seines Lebens. Hier hat er geheiratet, und abgesehen von einigen Arbeitsjahren in Ales und Sòrgono hat er immer in diesem Haus gewohnt, in dem wir uns jetzt unterhalten. Er starb 1937, 56 Jahre nach seiner Ankunft in Ghilarza. Zuletzt sprach er sogar unseren Dialekt, wenn auch auf seine Art. Einige nannten ihn schon ›*Tiu*! Gramsci.«

Es ist verbreitet worden, und viele haben es geglaubt, dass Antonio Gramsci aus sehr bescheidenen Verhältnissen stamme. Signor Antioco macht eine verneinende Kopfbewegung, bevor er entgegnet: »Das kann man eigentlich nicht sagen. Sein Vater, Signor Ciccillo, hatte Abitur gemacht und Jura studiert, bis sein Vater starb und er sich eine Stelle suchen musste. Der Vater von Signor Ciccillo war, soviel ich weiß, Oberst bei den Carabinieri. Auch mütterlicherseits gehörte Nino Gramsci einer angesehenen Familie an; die Marcias waren nicht besonders reich, aber sie lebten auch nicht in schlechten Verhältnissen.«

Dazu sagte mir Gennaro, Antonios ältester Bruder: »Ich weiß. Auch renommierte Biographen – und einmal sogar Togliatti – haben geschrieben, Nino sei bäuerlicher Abstammung, aber das ist nicht wahr.«

»Nino selbst«, erinnert sich Gennaro, »geht in einem Brief aus dem Gefängnis auf die Herkunft unserer Familie ein. Ich kann Ihnen diese Angaben vervollständigen: Ein griechisch-albanischer Gramsci – unser Urgroßvater – war während oder nach dem Volksaufstand von 1821 aus Epirus geflüchtet und hatte sich ziemlich schnell den italienischen Verhältnissen angepasst. In Italien wurde der Sohn Gennaro geboren, dessen Namen ich trage. Dieser Gennaro, unser Großvater, war Leutnant bei der bourbonischen Gendarmerie. Er heiratete eine gewisse Teresa Gonzales; sie war die Tochter eines neapolitanischen Advokaten

¹ *Tiu* – sardisches Dialektwort für Onkel (d.H.).

und stammte aus einer alten italienisch-spanischen Familie, die wie viele andere Familien nach dem Ende der spanischen Herrschaft in Süditalien geblieben war. Die beiden hatten fünf Kinder. Unser Vater war der Jüngste, er wurde im März 1860 in Gaeta geboren, wenige Monate vor der Belagerung durch die Truppen des Generals Cialdini.² Nach dem Ende der Bourbonenherrschaft wurde Großvater den Carabinieri zugewiesen, er behielt den Rang eines Leutnants. Er ist früh gestorben. Von den fünf Kindern hat das einzige Mädchen einen gewissen Riccio geheiratet, einen reichen Mann; ein Sohn wurde Beamter im Finanzministerium; ein anderer war zuerst Bahnhofsvorsteher in Rom und dann Eisenbahninspektor; und der dritte, Onkel Nicolino, war Offizier bei der Armee. Unser Vater war am schlechtesten dran; er studierte noch Rechtswissenschaften, als sein Vater starb. Er musste sich eine Arbeit suchen, da bot sich ihm die Stelle in Sardinien, beim Registeramt in Ghilarza, und er ging dorthin. Auch Onkel Nicolino wurde nach Sardinien versetzt; zuerst nach La Maddalena, dann nach Sassari, schließlich nach Ozieri, wo er als Hauptmann den Oberbefehl über das Artilleriedepot hatte. Dort ist er auch gestorben. Die Familie unseres Vaters war also die typische gutsituierte süditalienische Familie, die der staatlichen Verwaltung die mittleren Angestellten liefert.«

Und Peppina Marcias?

»Unsere Mutter«, erzählte mir Gennaro, »war die Tochter eines Marcias aus Terralba und einer Corrias aus Ghilarza. Unser Großvater war Steuereinnehmer von Beruf und besaß außerdem ein kleines Grundstück. Die Marcias hatten ihr Auskommen, es ging ihnen ganz gut, für unsere Verhältnisse, sagen wir: noch gut, ein Haus, ein Stück Land, genug, um recht und schlecht zu leben.«

Peppina Marcias war 1861 geboren, ein Jahr nach Ciccillo Gramsci. Sie war ein großes, gutaussehendes Mädchen, gesellschaftlich eine Stufe über den meisten anderen Mädchen in Ghilarza und sie fesselte einen sofort (»Sie kleidete sich europäisch«, sagte mir ein Schneider aus Ales, der sie als junges Mädchen kannte). Sie hatte drei Jahre lang die Grundschule besucht, las alles, was ihr in die Hände kam, sogar Boccaccio, und das in einer Zeit, in der Lesen und Schreiben die große Ausnahme war, vor allem bei einer Frau.³

² In den letzten Tagen des Regimes der Bourbonen (im Königreich beider Sizilien) konzentrierte sich dessen militärischer Widerstand gegen die Armee Garibaldis, die von Süden anrückte, und die piemontesische Armee König Viktor Emanuel II., die von Norden kam, auf die Gegend um Capua und Gaeta (zwischen Neapel und Rom). Gaeta wurde im Herbst 1860 von dem piemontesischen General Cialdini eingenommen (T.N.).

³ »Die Leute, die des Lesens und Schreibens mächtig sind«, heißt es bei Vittorio Angius, einem zeitgenössischen Schriftsteller, »werden im ganzen Dorf auf 200 geschätzt.« Schon damals hatte Ghilarza 2.200 Einwohner.

Francesco hielt um ihre Hand an, aber seine Familie war dagegen. Vor allem der Mutter passte es nicht, dass er, der Sohn eines Leutnants und angehender Doktor der Jurisprudenz, ein unstandesgemäßes Mädchen aus irgendeiner dubiosen Unterklassenfamilie zur Frau nehmen wollte. Sie heirateten trotzdem. Sie war 22 und Ciccillo 23. Ein Jahr später, 1884, kam Gennaro zur Welt. Nicht lange danach kam die Versetzung in das Registeramt von Ales. In Ales wurden die nächsten Kinder geboren: 1887 Grazietta, 1889 Emma und schließlich, am 22. Januar 1891, Antonio. Sieben Tage später wurde er getauft.

Waren die Gramscis religiös? In Bonàrcado, einem kleinen Dorf nicht weit von Ghilarza, treffe ich Edmea, die Tochter von Gennaro, die so oft und ausführlich in Gramscis Briefen aus dem Gefängnis erwähnt wird. Sie ist inzwischen 45 Jahre alt, ihr Haar ist grau. Sie ist mit einem Arzt verheiratet und unterrichtet an der Grundschule. Mit ihr spreche ich über die religiöse Einstellung von Ciccillo und Peppina Gramsci.

»Mein Großvater«, erzählt sie, »ging nicht oft in die Kirche. Ich kann mich aber erinnern, dass er in den letzten Monaten vor seinem Tod, als ihn die Krankheit ans Haus fesselte, die Gesellschaft eines Fastenpredigers sehr schätzte, der ihn häufig besuchte. ›Wissen Sie, dass Sie Giosuè Carducci⁴ sehr ähnlich sehen?‹, fragte der Priester manchmal, um ihn aufzuheitern. Sie waren Freunde geworden. Die beiden unterhielten sich über Gott und die Welt. Bevor Großvater starb, wollte er die Beichte ablegen. Meine Großmutter war eifriger. Sie ging jeden Sonntag in die Frühmesse. Dann wurde sie krank und ging kaum noch aus dem Haus. Aber auch dann, vor allem als Onkel Nino ins Gefängnis geworfen wurde, war sie in Gedanken immer bei Gott, und ich hörte sie immer wieder sagen: ›Gott, mein Gott. Ich verlange nichts von dir, nichts anderes will ich. Gib mir nur die Kraft, es durchzustehen [...]‹ Als sie auf dem Sterbebett lag, rief sie mich zu sich und schenkte mir einige geweihte Bildchen.«

Über eine andere nahe Verwandte, Grazia Delogu, der ledigen Stiefschwester Peppinas, die ständig bei den Gramscis lebte und fast eine zweite Mutter für Antonio war, lesen wir folgende Beschreibung in einem Brief aus dem Gefängnis:

»Tante Grazia glaubte an die Existenz einer *Donna Bisòdia*, einer sehr frommen Frau, so fromm, dass sie in jedem Vaterunser vorkam. Es war das ›dona nobis hodie‹, das Tante Grazia wie viele andere wie *Donna Bisòdia* aussprach, unter der sie sich eine vornehme Frau aus der guten alten Zeit vorstellte, als alle in die Kirche gingen und es auf dieser Welt noch ein bisschen Frömmigkeit gab. Man könnte eine Geschichte über

⁴ Giosuè Carducci (1835–1907) war ein berühmter italienischer Dichter und die dominierende Figur der gesamten italienischen Kulturszene im Zeitraum zwischen 1880 und 1890 (T.N.).

diese imaginäre *Donna Bisòdia* schreiben, die als Vorbild hingestellt wurde. Wie oft hat Tante Grazia zu Grazieta oder Emma gesagt: »Ach, du hast aber auch kein bisschen von *Donna Bisòdia*!«

Antonio wurde nicht vom Domherrn Marongiu, dem damaligen Pfarrer von Ales, getauft. Denn die Taufe war ein ganz besonders feierliches Ereignis. Wie wir in den Kirchenbüchern lesen, wurde das Kind von »Generalvikar Hochwürden Sebastiano Frau« getauft. Pate war ein Notar aus Masullas, der Cavaliere Francesco Puxeddu.

In Ales gibt es noch Leute, die sich an das Fest nach der Taufe erinnern.

Nicolino Tunis, Schneider von Beruf und jetzt im Ruhestand, erzählt:

»Unsere Familien waren befreundet. Signor Ciccillo und mein Vater, ein Gerichtsdiener, waren oft zusammen, und Signora Peppina gehörte sozusagen zur Familie. Sie war Taufpatin einer meiner Schwestern, die nach ihr Peppina genannt wurde. Als Nino Gramsci getauft wurde, war ich zehn Jahre alt. Und ob ich mich an die Taufe erinnere, es war ein fröhlicher Tag; aus Ghilarza wurde haufenweise Gebäck geholt, und viele Leute waren gekommen, um den Kleinen hochleben zu lassen. Ich war der Freund von Gennaro und spielte auch mit Grazieta und Emma, die aber viel jünger waren als ich. Nino habe ich wer weiß wie oft auf dem Arm getragen. Er war ein hübsches Kind, blond mit hellen Augen. Als sein Vater nach Sòrgono versetzt wurde, war Antonio immer noch sehr klein, und danach habe ich ihn nie wiedergesehen.«

Man findet in Ales nichts mehr, was an Antonio Gramsci erinnert. Im Erdgeschoss des Geburtshauses, das nach dem Auszug der Familie von dem Priester Melis bewohnt wurde und dann fast 20 Jahre lang Parteibüro der Faschisten war, befindet sich jetzt ein Café. *Bar dello Sport* verkündet das Schild. Eine 1947 über dem Eingang angebrachte Gedenktafel verschwindet fast inmitten der Reklameschilder für Magenbitter, Aperitifs und andere Getränke. Auf der Tafel steht: »Zehn Jahre nach seinem Leidensweg widmeten die Mitbürger und alle freien Menschen in Zuneigung und Anerkennung Antonio Gramsci in seinem Geburtshaus diesen Stein.« Bevor Gramsci auf Initiative eines Komitees aus Cagliari an seinem Geburtsort geehrt wurde, wussten nur wenige Einwohner von Ales, dass sie einen später so berühmten Mitbürger gehabt hatten. Antioco Porcu erzählt:

»Als die Familie nach Sòrgono ging, war er gerade ein Jahr alt. Und dort blieb er bis zum Alter von sieben Jahren, bis auf die Sommermonate (die verbrachten die Gramscis in Ghilarza). Die Familie war inzwischen größer geworden: 1893 wurde Mario geboren, 1895 Teresina und 1897 Carlo. 1898 gingen die Gramscis endgültig nach Ghilarza zurück.«

Die Rückkehr fand unter äußerst dramatischen Umständen statt. Schwerwiegende Ereignisse auf der trostlosen Ebene lokaler Stammtischpolitik hatten für Ciccillo Gramsci verheerende Folgen gehabt: Er

hatte seine Stellung verloren, und es drohte ihm eine Gefängnisstrafe. Angefangen hatte alles mit den Parlamentswahlen von 1897.

Der Historiker Bellieni schreibt, dass gegen Ende des Jahrhunderts in Sardinien die theoretische Diskussion in der Politik keine Rolle spielte; die Parteien waren lediglich die persönliche Anhängerschaft einiger weniger mächtiger Männer. Das wird bestätigt durch den Augenzeugenbericht eines Abgeordneten aus Ozieri, Francesco Pais-Serra. Ministerpräsident Crispi hatte ihn im Dezember 1894 beauftragt, eine Untersuchung über die wirtschaftlichen Verhältnisse und die öffentliche Sicherheit auf Sardinien durchzuführen. Eineinhalb Jahre später, Mitte 1896, stellt Pais-Serra in seinem Bericht fest:

»Außer in wenigen Ortschaften und abgesehen von einer kleinen Minderheit sind ›konservativ‹, ›liberal‹, ›demokratisch‹ oder ›radikal‹ leere Wörter; ›Sozialismus‹, ›Anarchie‹ oder ›Klerikalismus‹ sind nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch sind die Parteien lebendig, zäh, unnachgiebig und kämpferisch. Es sind aber keine politischen Parteien, die allgemeine oder lokale Interessen vertreten, es sind Parteien einzelner Persönlichkeiten, Cliques im wahrsten Sinne des Wortes. Unter den breiten Fittichen dieser größeren ›Parteien‹ wimmelt es in den verschiedenen Gemeinden von winzigen ›Parteien‹, die umso hasserfüllter und gewalttätiger agieren, je unmittelbarer die Ursachen des Streits sind und je enger der tägliche Kontakt ist [...] Sie hängen sich an die größeren Parteien an und erhalten von diesen als Gegenleistung Protektion und wirkungsvolle Unterstützung bei ihren lokalen Rängeleien; vor allem aber persönliche Protektion, um Vorteile herauszuschlagen und den Folgen ihrer Gesetzesübertretungen, manchmal sogar ihren Verbrechen, zu entgehen. An die Stelle der alten Feudalunterdrückung ist ein hierarchisches Vasallentum mit noch schlimmeren, traurigeren Folgen getreten.«

Im Wahlkreis Isili, zu dem auch Sòrgono gehörte, wo der Vater von Antonio Gramsci das Registeramt leitete, standen sich bei den Wahlen von 1897 zwei solche Anführer, Francesco Cocco Ortu und Enrico Carboni Boy, in einem erbitterten Kampf gegenüber. Cocco Ortu, ein Mann von großem Ansehen, der auf eine lange Vergangenheit als Parlamentarier zurückblicken konnte, Abgeordneter seit 21 Jahren und stellvertretender Staatssekretär zuerst im Landwirtschafts-, dann im Justizministerium, war laut Camillo Bellieni »Hauptvertreter dieser Cliquesmentalität«. Der bevorstehende Wahlkampf sollte sich für das einflussreiche Regierungsmitglied jedoch als etwas schwierig erweisen. Denn hinter seinem jungen Gegenspieler Carboni Boy aus Nuragus, einem Dorf des Wahlbezirks, stand eine große Anhängerschaft nicht nur aus seinem Heimatort, sondern auch aus so einflussreichen Gemeinden wie Tonara und Sòrgono. Ciccillo Gramsci stand auf der Seite von Carboni Boy. Es war eine Schlacht mit ungewissem Ausgang, die

bis zuletzt schonungslos ausgefochten wurde. Aber Cocco Ortu wurde schließlich wieder gewählt und konnte wenige Monate später seine Macht noch weiter stärken, als er im Kabinett di Rudinì Minister für Landwirtschaft, Industrie und Handel wurde. Wie sich die »Cocchisten«, also die kleinen Dorfparteien, die Cocco unterstützt hatten, nach dessen Sieg verhielten, können wir wieder dem Bericht des Abgeordneten Pais-Serra entnehmen: »Ob sich in Rom dieses oder jenes politische Programm durchsetzt, spielt kaum eine Rolle [...] Wichtig ist nur, dass der Parteiführer Einfluss bei der Zentralregierung hat, so dass er in Sardinien herrschen und wie ein Eroberer den Siegern Wohltaten erweisen und die Besiegten vernichten kann.« Cicillo Gramsci zählte zu den Verlierern und war allen mit diesem Zustand verbundenen Gefahren ausgesetzt, darunter auch der Gefahr, Opfer einer »manipulierten Justiz«⁵ zu werden.

Einige Monate nach den Wahlen vom März 1897 zwang ihn ein trauriges Ereignis zu einer Reise. Am 17. Dezember war sein kaum 42-jähriger Bruder Nicolino gestorben, der in Ozieri dem Artilleriedepot vorgestanden hatte. Er fuhr also zur Beerdigung und wollte sich gleichzeitig nach Möglichkeiten für den weiteren Schulbesuch von Gennaro umsehen, der bis dahin bei Onkel Nicolino gewohnt hatte. Er war kaum aus Sòrgono abgereist, als von dort ein Telegramm in die Hauptstadt Cagliari geschickt wurde. Absender war die Gegenpartei, die die Abwesenheit des Amtsleiters ausnutzen wollte und eine Inspektion im Registeramt anregte. Als Cicillo aus Ozieri zurückkam, erfuhr er, dass gegen ihn ein Ermittlungsverfahren lief. Eine gewisse Nachlässigkeit hatte er sich wohl vorzuwerfen; seine Amtsführung war nicht ganz einwandfrei. Er wurde seines Amtes enthoben und kehrte ohne eine Lira Gehalt mit seiner Familie nach Ghilarza zurück. Dort lebte er einige Monate in der quälenden Sorge, dass er sogar ins Gefängnis kommen könnte. Niedergedrückt von finsternen Gedanken schloss er sich im Haus ein. Er war 38 Jahre alt, und über Nacht konnte es nach dem Verlust seiner Stelle noch schlimmer kommen. Am 9. August 1898 wurde er von den Carabinieri geholt. Die Beschuldigung lautete auf Unterschlagung im Amt, Erpressung und Urkundenfälschung.

Cicillo Gramsci kam ins Gefängnis von Oristano und blieb dort, bis der Fall an ein Gericht verwiesen wurde. Am 28. Oktober 1899 ordnete die Anklagekammer des Appellationsgerichts Cagliari seine Überführung in die Hauptstadt an. Der Prozess fand im darauffolgenden Jahr statt. Für Unterschlagung im Amt war damals das Schwurgericht zuständig. Das Urteil wurde am 27. Oktober 1900 verkündet. Darin wird

⁵ »Dieses Wort trifft den Kern der Sache«, sagte damals Alfredo Niceforo. »Zu groß, zu tief war der Abscheu, den wir in Sardinien angesichts des großen Einflusses verspürten, den einige Abgeordnete und Präfekten auf die Rechtsprechung hatten.«

zwar darauf hingewiesen, dass die unterschlagene Summe nur geringfügig war. Aber da das Gesetz damals solche Vergehen sehr ernst nahm, wurde er trotz Zuerkennung der Mindeststrafe zu 5 Jahren, 8 Monaten und 22 Tagen verurteilt.

Das war ein schwerer Schlag für Peppina Marcias, die für sieben Kinder zu sorgen hatte; der Jüngste, Carlo, war noch ein Säugling, Gennaro, der Älteste, war ungefähr 14 Jahre und Antonio 7 Jahre alt. Bis dahin hatten die Gramscis zwar nicht im Überfluss, aber wenigstens ohne materielle Sorgen gelebt – das anspruchslose und im Grunde ruhige Leben dessen, dem jeden Monat etwas Geld ins Haus kommt, was besonders angenehm in einer Umgebung ist, wo wenig davon im Umlauf ist, weil die ökonomischen Beziehungen vorwiegend im Tausch von Naturalien bestehen. Mit dem Verlust von Francescos Gehalt und seiner Inhaftierung änderte sich die Situation der Familie, es begann eine Zeit voller Entbehrungen und größter Armut. Ein Unglück kam so zum anderen: Schon seit einigen Jahren gab es bei Antonio Anzeichen für eine körperliche Missbildung.

Nennetta Cuba, die in einem Brief aus dem Gefängnis erwähnt wird, erzählt mir von Gramscis Kindheit. Sie ist Grazietta's Freundin und 78 Jahre alt wie sie. In Ghilarza wohnte sie gegenüber den Gramscis und gehörte fast zur Familie.

»Nino«, so erinnert sie sich, »war nicht immer, sagen wir, verkrüppelt. Er war sogar ein hübsches Kind, zart – ja, aber schön wie ein kleiner Engel. Er war vier Jahre jünger als ich, und manchmal machte ich mich deshalb über ihn lustig. Ich erinnere mich noch genau, wie er aussah, bevor er krank wurde. Er war ein hübscher, normaler Junge mit blonden Locken und blauen Augen. Dann – ich weiß nicht warum – tauchte auf seinem Rücken eine Art Überbein auf, und er wuchs nicht weiter, sondern blieb klein und gedrunken. Die arme Tante Peppina, sie probierte alle möglichen Mittel gegen die Krankheit aus. Sie war verwirrt, und der verschreckte Ausdruck wich nicht mehr aus ihrem Gesicht. Nino musste sich immer hinlegen, und sie massierte ihn mit Jodtinktur, aber es half nichts. Der Buckel wurde von Tag zu Tag größer. Deshalb beschlossen sie, ihn in Oristano untersuchen zu lassen. *Tiu* Gramsci ging mit ihm auch nach Caserta zu einem Spezialisten. Auf seinen Rat hin bastelten sie ihm ein Korsett mit Ösen, das zog Nino an, und *Tiu* Gramsci oder Gennaro banden ihn an einen Deckenbalken und ließen ihn in der Luft baumeln. Sie glaubten, dass das die richtige Methode sei, um seinen Rücken wieder gerade zu machen. Aber der Buckel auf dem Rücken und dann auch auf der Brust wurde größer und größer und nichts half. Nino ist immer klein geblieben. Auch später als Erwachsener war er nie größer als 1,50 Meter.«

Seine Familie glaubte, dass ein Sturz daran schuld sei. Teresina Gramsci, Antonios jüngste Schwester, meint: »Mutter hat mir oft erzählt, was für ein kerngesundes Kind Nino in seinen ersten Lebensjahren war. Eines Tages entdeckte man eine Schwellung auf seinem Rücken, konnte sich aber nicht erklären, woher sie kam. Mutter war sehr erschrocken, und es ließ ihr keine Ruhe. Plötzlich fiel ihr etwas ein, sie rief das Hausmädchen und fragte: ›Hast du ihn fallen lassen? Sag mir die Wahrheit!‹ Die Frau bestritt das, gab es dann aber doch zu. Die vielen Behandlungen später halfen nichts.«

Auch sonst war Antonio oft krank. Später schreibt er darüber: »Als ich vier war, hatte ich einmal drei Tage lang Krämpfe und verlor so viel Blut, dass ich völlig entkräftet war. Die Ärzte gaben mir keine Chance mehr, und meine Mutter hat bis 1914 den Kindersarg und das Totenhemd aufgehoben, die sie schon für mein Begräbnis gekauft hatte.«

Zu den Sorgen um die Gesundheit des Kindes kamen noch die Niedergeschlagenheit wegen Ciccillos Inhaftierung und die Armut. Aber Peppina Marcias gab sich nicht geschlagen. Ihr Stolz verbot es ihr, sich

an die Schwiegermutter und an Ciccillos Geschwister zu wenden, die sie bei ihrer Hochzeit nur widerstrebend in die Familie aufgenommen hatten. Ciccillos Brüdern ging es gut, und seine Schwester war mit einem reichen Landbesitzer verheiratet – sie alle hätten ihr leicht helfen können. Aber sie wollte es allein schaffen und nicht auf die Hilfe von Verwandten angewiesen sein, die sie kaum kannte.

Sie war eine starke Frau, kämpferisch und noch voller Energie (als ihr Mann verhaftet wurde, war sie 37) und handelte in dieser oft verzweifelten Situation mit großer Entschlossenheit. Sie hatte das kleine Stück Land aus dem elterlichen Erbe verkauft und so eine kleine Rücklage geschaffen, um die Anwälte zu bezahlen und die Familie über Wasser zu halten. Außerdem vermietete sie ein Zimmer an den Tierarzt Vittore Nessi. Das meiste aber kam durch ihre eigene Arbeit herein. »Mutter war eine gute Näherin«, erinnert sich Teresina, »sie machte Hemden und andere Kleidung, die dann verkauft wurden und etwas Geld einbrachten. Wir waren alle noch sehr klein, und deswegen musste sie sich auch noch um den Haushalt kümmern. Sie schlief kaum und arbeitete nachts.« In Erinnerung an diese schwierigen Jahre schreibt Antonio Gramsci später über seine Mutter:

»Ob wir wohl zu dem fähig waren, was unsere Mama vor 35 Jahren geleistet hat? Als arme Frau ganz allein gegen diese schrecklichen Umstände anzukämpfen und sieben Kinder vor dem Hungertod zu retten? Ihr Leben stand uns immer als Beispiel vor Augen. Es hat uns gezeigt, wie man mit Schwierigkeiten fertig werden kann, die sogar dem stärksten Mann unüberwindlich erscheinen – wenn man nur hartnäckig genug ist [...] Ihr Leben lang hat sie für uns gearbeitet und unvorstellbare Opfer gebracht; wäre sie nicht eine solche Frau gewesen, wer weiß, wie schlimm es uns schon als Kindern ergangen wäre; vielleicht wäre von uns keiner mehr am Leben.«

Damals besuchte Antonio in Ghilarza die Grundschule. Weil er kränklich war, hatte ihn die Mutter erst mit siebeneinhalb Jahren eingeschult und nahm sich sogar die Zeit, ihm zu helfen, damit ihn das Lernen nicht so anstrengte.⁶

⁶ Später, aus dem Gefängnis, wird Gramsci an die Mutter schreiben: »Ich erinnere mich wieder ganz deutlich an die Zeit, als ich in der ersten oder zweiten Klasse war und Du meine Schulaufgaben durchgesehen hast: ich konnte mir nie merken, dass *uccello* (Vogel) mit zwei *c* geschrieben wird, und Du hast mir diesen Fehler mindestens zehnmal korrigiert [...] Früher hast Du uns viele Gedichte auswendig lernen lassen; ich erinnere mich noch an »Rataplan« und an das andere, das so begann: »Lungo i clivi della Loira / che qual nastro argentato / corre via per cento miglia / un bel suolo avventurato.« Ich weiß auch noch, wie ich Dich bewundert habe, als ich vier oder fünf war, weil Du beim Deklamieren von »Rataplan« den Trommelwirbel so gut auf der Tischplatte nachmachen konntest.« (Die Ballade vom »Rataplan« ist »Il vecchio

In der ersten Klasse hatte er 48 Mitschüler, und Ignazio Corrias war sein Lehrer; in der zweiten bekam er einen neuen Lehrer, Celestino Baldussi, und in der dritten wieder einen anderen, Luigi Cossu. Er war immer der Klassenbeste – in diesen ersten Jahren schwankten seine Noten zwischen 9 und 10.⁷ Aus einem Brief erfahren wir: »Das Schulsystem war veraltet, und fast alle meine Mitschüler sprachen ein sehr schlechtes und unbeholfenes Italienisch. Das gab mir einen Vorsprung, weil sich der Lehrer nach dem Durchschnitt der Klasse richten musste; wenn man fließend Italienisch sprach, hatte man es leichter.« Aber auch der Eifer, mit dem der Junge alles Gedruckte verschlang, brachte ihn voran. »Er ließ sich wochenlang nicht sehen«, erzählte sein Spielkamerad Fellé Toriggia, »und wenn ich ihn fragte warum, sagte er, er hätte all die Tage mit Lesen verbracht.«

Schon damals zeigte sich, dass Antonio nicht nur Sinn für das Lernen, sondern auch für das Praktische hatte. Von seiner Familie erfahre ich: »Er hatte sich eine Art Dusche aus einem großen Blecheimer gebaut. In den oberen Teil hatte Nino viele kleine Löcher gebohrt. Er füllte den Eimer mit heißem Wasser, zog ihn über einen Haken hoch, und dann brauchte man nur seitlich langsam an einem Strick zu ziehen: der Eimer neigte sich mehr und mehr, die Brause begann zu funktionieren.«

Er baute sich auch Spielzeug, Schiffe und Wagen. Er schreibt: »Mein größter Erfolg war, als mich ein Schmied aus dem Dorf um das Papiermodell meines wundervollen Schoners mit zwei Brücken bat, um ihn aus Blech nachzubauen.«

Und weiter lesen wir: »Ich erinnere mich sehr gut an den Hof, auf dem ich mit Guiliano (Guiso, der Sohn des Apothekers von Ghilarza) spielte, und an die Wanne, in der ich mit meinen großen Flotten aus Papier, Holz, Weidenruten und Kork herummanövrierte und sie dann mit dem Blasrohr zerstörte. Ich redete ständig von Brigantinen, Schebecken, Dreimastern und Schonern, von Flaggensignalen und Vorbramsegeln. Als Einziges missfiel mir, dass Lucianos einfacher und robuster Blechkahn meine viel raffinierteren Galeoten mit ihrem ganzen komplizierten Mastwerk im Handumdrehen versenken konnte. Aber auf jeden Fall war ich auf meine Fähigkeiten sehr stolz.«

Er hatte sich auch Turngeräte gebaut. Er war von Kind auf voller Willenskraft und fest entschlossen, alles Mögliche gegen seine körperlichen Mängel zu tun, so übte er sich jeden Tag im Gewichtheben. Im

sergente« – der alte Sergeant – von Pietro Paolo Parzanese. Die zitierten Verse sind der Anfang eines kleinen Gedichtes von Arnaldo Fusinato (d.Ü.).

⁷ Im Italienischen wird nach dem Punktesystem 1 bis 10 benotet: 10 ist die beste Note, aber im Allgemeinen werden die schlechtesten Noten 1 bis 3 nicht vergeben (d.Ü.).

Hof des Hauses, in dem jetzt Teresina wohnt, sehe ich Steinkugeln liegen. Sie erzählt mir:

»Die dienten als Hanteln. Nino hat sie mit Hilfe seiner Brüder selbst aus großen Felsbrocken herausgehauen. Zusammen haben sie sie zurechtgemeißelt, und dann hat Nino sie stundenlang geschliffen, bis sie die Form von Kugeln hatten. Er hat sechs Steinkugeln für drei Hanteln von unterschiedlichem Gewicht gemacht. Je zwei Kugeln wurden auf ein Stück Besenstiel gesteckt. Eisen war damals teuer, und deshalb konnte Nino keine Metallstange nehmen. Aber auch mit einer Holzstange erfüllte die Hantel ihren Zweck. Nino machte die Übungen regelmäßig jeden Morgen. Er wollte stark werden und kräftige Muskeln an den Armen bekommen. Mit größter Anstrengung stemmte er die Gewichte so oft hoch, bis er nicht mehr konnte. Einmal schaffte er es 16 mal hintereinander.«

Teresina ist zu Tränen gerührt, als sie das erzählt. Sie war Antonios Lieblingsschwester und auch das einzige Mädchen in der Familie, das so aufgeweckt war wie er.⁸ Sie ist jetzt 70, und ihr Mann, der Postdirektor Paolo Paulesu, ist schon lange tot. Ihr freundliches Gesicht ist blass, sie trägt ein schwarzes Kleid und eine Frisur, wie man sie auf alten Bildern sieht. Sie ist zurückhaltend und scheu, und ihr Blick verdunkelt sich in der Erinnerung an die schwere Zeit. Sie arbeitete wie ihr Mann im Postbüro von Ghilarza, seit 1960 ist sie pensioniert und geht fast nie aus dem Haus. Sie berichtet weiter: »Sicher, auch die Tatsache, dass er körperlich nicht vollkommen war, mag sich auf die Entwicklung von Antonios Charakter ausgewirkt haben. Er war ein verschlossener Einzelgänger [...], und auch wenn er nicht unbedingt herzlich war, zeigte er uns Geschwistern oft seine Zuneigung. Ich war vier Jahre jünger als er, und er verwöhnte mich, kaufte mir von seinem wenigen Geld Bilderheftchen [...]« Ähnliches erzählen mir auch Spielkameraden und Schulfreunde. Nennetta Cuba beschreibt ihn als »verschlossen, aber nicht mürrisch«. Fellé Toriggia erzählt:

»Er war ein melancholisches Kind. Brachte man ihm aber Freundschaft entgegen, taute er auf und wurde fröhlich. Einmal, es war wohl im Jahr 1900 und 1901, fuhren wir zusammen in die Ferien nach Bosa Marina. Damals reiste man noch mit Ochsenkarren. Ich kann nicht sagen, dass Nino Gramsci in dieser Zeit, in der wir fast immer zusammen waren – zuerst auf diesem Karren, später am Strand – ein verschlossenes Kind gewesen wäre. Er freute sich über Gesellschaft, manchmal war er sogar richtig ausgelassen.«

⁸ Gramsci schrieb ihr später einmal: »Weißt Du noch, wie versessen wir auf Lesen und Schreiben waren, Teresina? Ich glaube, auch Du hast, als Du etwa zehn Jahre alt warst, die ganzen Gesetzbücher gelesen, als Du keine neuen Bücher mehr hattest.«

Aber wenn die anderen im Freien herumtollten und sich balgten, fühlte er sich ausgeschlossen. Chicchinu Mameli, ein Freund aus der Grundschule, erinnert sich: »Sie wissen ja, wie er gebaut war, und wegen der Missbildung konnte er bei bestimmten Spielen natürlich nicht mitmachen. Buben raufen immer und wollen sich austoben. Unsere Lieblingsspiele waren körperliche Mut- und Kraftproben, und Nino konnte dann höchstens dabeistehen und zuschauen. Deshalb kam er selten mit. Meistens blieb er zu Hause, las, malte, bastelte mit Holz und spielte im Hof. Er ging aber auch hinaus und streifte in der Umgebung herum. Ich habe ihn oft zusammen mit Mario gesehen. Von den anderen Brüdern war Gennaro, der sieben Jahre älter war, schon zu groß, um ihn zu begleiten, und der sechs Jahre jüngere Carlo war noch zu klein.«

In dieser Zeit stromerte er herum zwischen dem Tirso-Tal unterhalb von San Serafino, den Gärten und Bächen von Canzola und dem Haus seiner Tante Maria Domenica Corrias in Abbasanta. Schon als kleiner Junge hatte er den *Robinson Crusoe* gelesen. Dieses Buch hatte ihm die Frau des Steuereintnehmers, Signora Mazzacurati, geschenkt, als sie wegzog, und es hatte ihn stark beeindruckt. Später schreibt er: »Ich ging nie aus dem Haus, ohne Weizenkörner und Streichhölzer bei mir zu tragen, die ich in Wachstuch verpackt hatte – für den Fall, dass es mich auf eine einsame Insel verschlagen würde und ich nur auf mich selbst angewiesen wäre.« Er fing Eidechsen, ließ Steine auf dem Wasser hüpfen und freute sich, wenn sie durch die Luft pfffen. Besonders gern beobachtete er Tiere.

»Eines Abends im Herbst, es war schon dunkel, aber der Mond schien hell, bin ich mit einem Freund auf ein mit Obstbäumen, vor allem mit Apfelbäumen bestandenes Feld gegangen. Dort versteckten wir uns im Gebüsch, gegen den Wind. Plötzlich kamen die Igel hervor, fünf an der Zahl, zwei größere und drei kleinere. Im Gänsemarsch krochen sie auf die Apfelbäume zu, spielten ein bisschen im Gras herum und machten sich dann an die Arbeit: Mit Hilfe ihrer Schnauzen und Beine rollten sie die Äpfel, die der Wind heruntergeweht hatte, zu einer kahlen Stelle der Wiese und legten sie dort fein säuberlich nebeneinander. Die herabgefallenen Äpfel genügten ihnen aber offensichtlich nicht. Der größte Igel reckte nämlich seine Schnauze hoch, blickte um sich, suchte einen sehr krummen Baum aus und kletterte hinauf, gefolgt von seiner Frau. Sie setzten sich auf einen Ast, an dem viele Äpfel hingen, und begannen rhythmisch hin und herzuschaukeln. Durch ihre Bewegungen schwankte der Ast immer stärker, und viele Äpfel fielen zu Boden. Als die Igel sie zu den anderen gebracht hatten, rollten sie sich mit gestäubten Stacheln zusammen, wälzten sich über das Obst und spießten es auf. Die kleinen Igel hatten nur wenige Äpfel aufgespießt, aber Vater und Mutter hatten jeder sieben oder acht Äpfel auf dem Rücken. Als die Igel in ihren Bau zurückkehren wollten, kamen wir aus unserem Versteck hervor, steckten sie in einen Sack und nahmen sie mit nach

Hause. Ich hatte den Vater und zwei Junge erwischt und hielt sie monatelang im Hof unseres Hauses, wo sie frei herumliefen.«

Er erinnert sich auch an ein anderes Erlebnis: »Eines Tages ging ich mit meinen Brüdern auf das Grundstück einer Tante, auf dem ein paar riesige Eichen und ein paar Obstbäume standen; wir sollten Eicheln als Futter für ein kleines Schwein sammeln. Das Feld lag nicht weit vom Dorf, aber trotzdem war weit und breit niemand zu sehen, und wir mussten in ein Tal hinabsteigen. Kaum waren wir bei dem Feld angelangt, sahen wir unter einem Baum ganz ruhig einen Fuchs sitzen, der seinen schönen Schweif wie eine Fahne hochreckte. Er erschrak nicht im Geringsten; zeigte uns die Zähne, schien aber nicht zu drohen, sondern sah aus, als ob er lachte. Wir Kinder ärgerten uns, weil der Fuchs überhaupt keine Angst vor uns hatte. Wir warfen mit Steinen nach ihm, aber er bewegte sich nur ein bisschen und sah uns dann wieder spöttisch und hinterlistig an. Wir legten Stöcke an, als wären es Gewehre und machten alle auf einmal bumm! wie ein Schuss, aber der Fuchs bleckte die Zähne, ohne sich sonderlich gestört zu fühlen. Plötzlich knallte ganz in der Nähe ein echter Schuss. Da erst sprang der Fuchs auf und ergriff die Flucht. Ich sehe heute noch, wie der gelbe Fuchs mit immer noch hochgerecktem Schwanz blitzschnell ein Mäuerchen entlanglief und im Wald verschwand.«

Und dann die sardischen Jahrmärkte, der wilde Lauf der Pferde um die Kirche von Sèdilo beim Fest des Santu Antine, die Stände der Zuckerbäcker mit dem türkischen Honig im spärlichen Schein der Karbollampen, die Podeste, auf denen Laiendichter in ihren verschiedenen Mundarten wetteiferten. Aus dem Gefängnis schreibt er später seiner Mutter:

»Wenn Du zufällig auf ein paar sardische Volkslieder stößt, wie sie die Nachkommen von Pirisi Pirione di Bolotana auf den Straßen singen, dann schick sie mir, und wenn bei einem Fest Dichterwettbewerb veranstaltet werden, schreib mir, welche Themen besungen werden. Gibt es noch die Feste des San Costantino in Sèdilo und des San Palmério, und wie sind sie? Ist das Fest des San Isidoro immer noch so großartig? Wird die Fahne der vier Mauren noch feierlich herumgetragen, und verkleiden sich die Hauptmänner noch als antike Milizsoldaten? Du weißt, dass ich mich immer sehr für diese Dinge interessiert habe. Also schreib' mir darüber und denk nicht, dass das nichts als Dummheiten sind, die keinen interessieren.«

Aber diese Bilder von einem unbeschwerten Leben sind nur ein Teil der Wirklichkeit. Nicht nur seine körperliche Missbildung, sondern auch die Armut nach der Verhaftung des Vaters wirkten sich auf Antonios Psyche aus und machten ihm schwer zu schaffen. Zuerst hatte nur Gennaro, der schon etwas älter war, von der Sache gewusst.⁹ Es wäre

⁹ »Ich wohnte bei Zio Nicolino in Ozieri und ging dort in die vierte Klasse des Gymnasiums«, erzählte mir Gennaro. »Der Onkel starb um die Weihnachtszeit, aber

auch kaum möglich gewesen, einem Jungen in diesem Alter die Situation des Vaters zu verheimlichen. Die peinlichen Lügen, Ausreden und Geschichten, die man erfunden hatte, mochten für andere gut genug sein; Peppina Marcias verschwieg auch der Familie dieses Unglück bis zuletzt. Francesco Gramsci saß in Gaeta, wenige hundert Meter vom Haus seiner Mutter entfernt. Er schickte seiner Frau Briefe, die sie dann an die Schwiegermutter weiterleitete – mit einem Poststempel von Ghilarza. Den Kindern erzählte sie, der Vater sei bei Großmutter Teresa Gonzales in Gaeta zu Besuch. Aber in einem Dorf wie Ghilarza mussten diese erfundenen Begründungen für die Abwesenheit des Mannes früher oder später unglaubwürdig werden. Es war auch nicht zu vermeiden, dass die Kinder die wahren Gründe für die lange Abwesenheit ihres Vaters zu ahnen begannen – durch ein achtloses Wort, eine Anspielung, einen aufgeschnappten Satz, wie ihn Erwachsene sagen, wenn sie denken, dass keiner zuhört. 30 Jahre später schreibt Antonio in einer annähernd vergleichbaren Situation in einem Brief an seine Schwägerin Tanja aus dem Gefängnis:

»Ich kann nicht verstehen, warum Ihr Delio verheimlicht habt, dass ich im Gefängnis bin, ohne daran zu denken, dass er es auf Umwegen erfahren könnte, also in der Form, die für ein Kind am schlimmsten ist. Dann kommen Zweifel an seinen Erziehern in ihm auf, und es fängt an, sich seine eigenen Gedanken zu machen und sich abzusondern. Jedenfalls ist es mir als Kind so gegangen, ich erinnere mich noch ganz genau daran [...] Deshalb musste (Giulia) überzeugt werden, dass es weder richtig noch natürlich ist, vor den Kindern zu verbergen, dass ich im Gefängnis bin. Möglicherweise ist ihnen die Nachricht zunächst unangenehm, aber man sollte sich gut überlegen, wie man sie ihnen beibringt. Ich glaube, dass es gut ist, wenn man Kinder als vernünftige Wesen behandelt, mit denen man auch über ernstere Dinge schon ohne Umschweife sprechen kann. Das macht einen sehr tiefen Eindruck auf sie und stärkt ihren Charakter, aber vor allem vermeidet man dadurch, dass die Entwicklung des Kindes zufälligen Umwelteindrücken und Begegnungen überlassen bleibt. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Erwachsenen vergessen, dass sie auch einmal Kinder waren und dass sie ihre eigenen Erfahrungen nicht berücksichtigen. Ich jedenfalls erinnere mich, dass mich jede Ausflucht verletzt hat und nur zur Folge hatte, dass ich mich verschloss und absonderte, auch wenn man mir damit etwas verheimlichen wollte, das mir hätte wehtun können; mit ungefähr

Papa veranlasste, dass ich das Schuljahr in Ozieri zu Ende führen konnte. In den Ferien kehrte ich nach Ghilarza zurück. Als die Schule wieder anfangen sollte, erfuhr ich von Mama, dass ich jetzt nicht weiter zur Schule gehen könne, und sie sagte mir den Grund. Damals war ich der Einzige unter den sieben Geschwistern, der wusste, dass Papa im Gefängnis war.«

zehn Jahren war ich für meine Mutter eine wahre Qual. Ich war ein solcher Ehrlichkeits- und Wahrheitsfanatiker geworden, dass ich Szenen und Skandale provozierte.«

Als Kind hatte er die Wahrheit auf die schmerzlichste Art erfahren müssen; auf Umwegen, und das hatte ihn tief getroffen. Dieses Trauma sollte seine Beziehung zum Vater sein ganzes Leben lang prägen, Verständnislosigkeit, Verbitterung, Schweigen waren die Folge.

Als Erwachsener bekennt er: »Wenn sie (Mutter) wüsste, was ich weiß und welche Narben diese Ereignisse in mir hinterlassen haben, würde ihr das diese letzten Lebensjahre bitter machen [...]«

Die große Zärtlichkeit, die Gramsci als Erwachsener für seine Mutter empfand, kam auch vom Wissen um »die viel schwereren Schläge und die viel tiefere Bitterkeit«, die sie in dieser Zeit hatte hinnehmen müssen, wenn sie aus Scham nicht aus dem Haus ging und erst bei anbrechender Dunkelheit durch die kleine Hoftür hinaus schlüpfte. Sie hüllte sich in ein schwarzes Tuch, mied die Hauptstraße und schlich sich an den Häuserwänden entlang bis zur nahen Kirche, wo sie in einer stillen Ecke lange betete und dabei weinte.

VSA: Ein politisches Reisebuch



Christoph Nix ist 40 Jahre nach Gramscis Tod zum ersten Mal nach Sardinien gereist, hat dessen Heimat gesucht, ist seinen Blicken und vor allem seinen Gedanken gefolgt. Danach 40 Jahre lang noch öfter, vielleicht 50 Mal. Sein Tagebuch zeigt Wege auf, quer über die Insel, findet neue Geschichten, ordnet alte Gedanken, um Sardinien wirklich kennenzulernen. Heute hilft ein Smartphone, wenig Sprachkenntnisse und eine innere Suchbewegung. Der Rest fällt einem zu: Restaurants, Museen, Kirchen, Volkshäuser, Häfen, Festivals und vor allem die Menschen, die Einsamkeit, immer wieder das Meer, Feen und Engel.

VSA:

Prospekte anfordern!

VSA: Verlag

St. Georgs Kirchhof 6
20099 Hamburg
Tel. 040/28 09 52 77-0
Fax 040/28 09 52 77-50
Mail: info@vsa-verlag.de

Christoph Nix

Gramscis Geist

Ein Sardisches Tagebuch



Christoph Nix
Gramscis Geist

Ein Sardisches Tagebuch
144 Seiten | € 14.00
ISBN 978-3-96488-223-3

Zwischen Dünen und Bergen, zwischen Bäumen und Felsen, auf den Plätzen und in den Kirchen, wird gelegentlich Gramsci um die Ecke kommen, mal in Gestalt eines Hundes, mal als Kind, als Hirte oder Eisverkäuferin. Mal denkt er, mal träumt er: »Sich selbst zu kennen, will heißen, sein eigenes Sein zu leben, will heißen Herr seiner Selbst zu sein, sich von den anderen abzuheben, aus dem Chaos auszubrechen [...] Und das kann man nicht erreichen, wenn man nicht auch die anderen kennt, ihre Geschichte, ihre Landschaften, ihre Anstrengungen, die sie unternommen haben, um das zu werden, was sie sind«. In diesem Sinne ist dieses Buch ein politischer Reiseführer auf den Spuren von Gramscis Geist.

www.vsa-verlag.de